

DANIEL SILVA

DAS MOSKAU-
KOMPLOTT

THRILLER

Aus dem Amerikanischen
von Reiner Pfeleiderer

Pendo München Zürich

*Mehr über unsere Autoren und Bücher:
www.pendo.de*

Die Originalausgabe erschien
unter dem Titel »Moscow Rules. A Gabriel Allon Thriller«.

Von Daniel Silva liegen auf Deutsch außerdem vor:
Double Cross. Falsches Spiel

Der Maler
Der Botschafter
Der Auftraggeber
Der Engländer
Die Loge
Der Zeuge
Der Schläfer

*Für Jeff Zucker, Ron Meyer,
Linda Rappaport und Michael Gendler
für ihre Freundschaft und ihre klugen Ratschläge.
Und wie immer für meine Frau Jamie
und meine Kinder Lily und Nicholas.*



ISBN 978-3-86612-248-2

© XXX

© der deutschsprachigen Ausgabe:
Pendo Verlag in der Piper Verlag GmbH, München 2010
Satz: seitenweise, Tübingen
Druck und Bindung: Druckerei Pustet, Regensburg
Printed in Germany

Schau dich nicht um. Du bist nie ganz allein.

DIE MOSKAUER REGELN

I

COURCHEVEL, FRANKREICH

Die Invasion begann wie jedes Jahr in den letzten Dezembertagen. Sie kamen in einer Karawane gepanzerter Luxuslimousinen die gewundene Straße aus dem Rhône-Tal herauf oder landeten mit dem Hubschrauber oder Privatflugzeug auf dem tückischen Bergflughafen mit seiner kurzen Start- und Landebahn. Milliardäre und Banker, Öltycos und Metallmagnaten, Supermodels und verwöhnte Kinder: die Geldelite des wieder erstarkenden Russlands. Sie strömten in die Suiten des Cheval Blanc und Byblos und okkupierten die großen Privatchalets an der Rue de Bellecôte. Sie buchten den Club Les Caves für nächtelange Privatpartys und plünderten die Nobelboutiquen an der Croisette. Sie nahmen alle guten Skilehrer in Beschlag und kauften in den Weinhandlungen die besten Champagner und Cognacs auf. Am Morgen des Achtundzwanzigsten war in der Stadt kein Friseurtermin mehr zu bekommen, und im Chalet de Pierres, dem für sein über offener Flamme gegrilltes Rindfleisch bekannten Bergrestaurant, war bis Mitte Januar für den Abend kein Tisch mehr zu haben. Am Silvesterabend war die Invasion abgeschlossen. Courchevel, der exklusive Skiort in den französischen Alpen, war wieder fest in russischer Hand.

Nur das Grandhotel Courchevel stemmte sich erfolgreich gegen den Ansturm aus dem Osten. Und nicht von ungefähr, wie eingefleischte Stammgäste wussten, denn im Grandhotel wurden Russen, wie auch Familien mit Kin-

dern, diskret aufgefordert, sich woanders eine Unterkunft zu suchen. Es verfügte über dreißig Zimmer von bescheidener Größe und dezenter Ausstattung. Niemand kam wegen goldener Wasserhähne oder tennisplatzgroßer Suiten hierher. Man kam, um ein wenig altes Europa zu schnuppern. Man kam, um es sich in der Lounge Bar mit einem Campari gemütlich zu machen oder im Frühstückszimmer bei einem Kaffee in aller Ruhe *Le Monde* zu lesen. Die Herren trugen bei Tisch Jacketts und warteten bis nach dem Frühstück, ehe sie sich in ihre Skimontur warfen. Unterhaltungen wurden in gedämpftem Ton und mit ausgesuchter Höflichkeit geführt. Das Internet hatte im Grandhotel noch nicht Einzug gehalten, und die Telefone hatten ihre Macken. Die Gäste schien das nicht zu stören. Sie waren so vornehm wie das Hotel selbst und im Durchschnitt schon über das mittlere Alter hinaus. Ein Witzbold aus einem der schickeren Luxus-hotels im Jardin Alpin titulierte die Klientel des Grandhotels einmal als »Senioren und ihre Eltern«.

Die kleine Lobby war sauber und mit einem gut unterhaltenen Holzfeuer beheizt. Zur Rechten, nahe dem Eingang zum Speisezimmer, war die Rezeption, eine beengte Nische mit Messinghaken für die Zimmerschlüssel und Fächern für Post und Nachrichten. Neben der Rezeption und unweit des schnaufenden – und einzigen – Lifts stand der Conciergetisch. Am frühen Nachmittag des zweiten Januar war er von Philippe besetzt, einem gut gebauten ehemaligen französischen Fallschirmjäger, der die gekreuzten goldenen Schlüssel des International Concierge Institute auf seinem makellosen Revers trug und davon träumte, dem Hotelgewerbe eines Tages endgültig den Rücken zu kehren und sich dauerhaft auf der Trüffelarm seiner Familie im Périgord niederzulassen. Der nachdenkliche Blick seiner dunklen Augen senkte sich auf die Liste der bevorstehenden Ankünfte und Abreisen. Sie bestand nur aus einem einzigen

Eintrag: *Lubin, Alex. Anreise mit dem Wagen aus Genf. Reservierung für Zimmer 237. Skimiete erforderlich.*

Philippe richtete sein erfahrenes Conciergeauge auf den Namen. Er hatte ein feines Gespür für Namen. Das brauchte man in seinem Beruf. *Alex ... Kurzform von Alexander*, vermutete er. *Oder war es Aleksandr? Oder Aleksej?* Er schaute auf und räusperte sich diskret. Ein tadellos frisierter Kopf wurde aus der Rezeption gesteckt. Er gehörte Ricardo, dem Empfangschef am heutigen Nachmittag.

»Ich glaube, wir haben ein Problem«, sagte Philippe ruhig.

Ricardo runzelte die Stirn. Er war Spanier aus dem Baskenland. Er mochte Probleme nicht sonderlich.

»Inwiefern?«

Philippe hielt das Blatt mit den Ankünften hoch. »Lubin, Alex.«

Ricardo drückte mit einem manikürten Zeigefinger ein paar Tasten seines Computers.

»Zwölf Übernachtungen? Skimiete erforderlich? Wer hat die Reservierung entgegengenommen?«

»Ich glaube, das war Nadine.«

Nadine war die Neue. Sie arbeitete zurzeit in der Nachtschicht. Und für das Vergehen, einem Mann namens Alex Lubin ein Zimmer zu reservieren, ohne das vorher mit Ricardo abzustimmen, würde sie dies bis in alle Ewigkeit tun.

»Sie glauben, er ist Russe?«, fragte Ricardo.

»Schuldig im Sinne der Anklage.«

Ricardo erhob keinen Einspruch. Obwohl Philippes Vorgesetzter, war er zwanzig Jahre jünger und hatte gelernt, sich auf die Erfahrung und das Urteil des Älteren zu verlassen.

»Vielleicht können wir ihn der Konkurrenz unterjubeln.«

»Ausgeschlossen. Zwischen hier und Albertville ist kein Zimmer mehr frei.«

»Dann haben wir ihn wohl am Hals – es sei denn, er lässt sich dazu überreden, von allein wieder zu gehen.«

»Was schlagen Sie vor?«

»Plan B natürlich.«

»Das ist ziemlich extrem, finden Sie nicht?«

»Schon, aber es ist der einzige Weg.«

Der Ex-Fallschirmjäger nahm den Befehl mit einem knappen Nicken entgegen und machte sich an die Planung des Unternehmens. Es begann um 16.12 Uhr, als ein dunkelgrauer Mercedes mit Genfer Kennzeichen an der Vordertreppe vorfuhr und hupte. Philippe verharrete volle zwei Minuten an seinem Pult, bevor er in aller Gemächlichkeit seinen Wintermantel überzog und sich verhaltenen Schrittes nach draußen begab. Der unerwünschte Monsieur Alex Lubin – zwölf Nächte, Skimiete erforderlich – war unterdessen aus seinem Wagen gestiegen und stand nun ungehalten neben dem offenen Kofferraum. Er hatte ein scharfkantiges Gesicht und hellblondes Haar, das sorgfältig über einen breiten Schädel drapiert war. Seine zusammengekniffenen Augen waren auf den Kofferraum gerichtet, in dem zwei große Nylonkoffer lagen. Bei ihrem Anblick runzelte der Concierge die Stirn, als hätte er solche Objekte noch nie im Leben gesehen, dann begrüßte er den Gast mit eisiger Wärme.

»Kann ich Ihnen behilflich sein, Monsieur?«

Die Frage war auf Englisch gestellt worden. Die Antwort erfolgte in derselben Sprache, allerdings mit deutlich slawischem Akzent.

»Ich checke im Hotel ein.«

»Tatsächlich? Man hat mich gar nicht davon unterrichtet, dass heute Nachmittag ein Gast erwartet wird. Bestimmt nur ein kleines Versehen. Sprechen Sie doch bitte mit meinem

Kollegen an der Rezeption. Ich bin sicher, er wird das Missverständnis aufklären können.«

Lubin brummte etwas vor sich hin und stapfte die steile Treppe hinauf. Philippe griff nach dem ersten Koffer und hängte sich bei dem Versuch, ihn herauszuwuchten, fast das Kreuz aus. *Der Russe ist Vertreter für Ambosse und hat seinen Musterkoffer mitgebracht.* Später, als er die beiden Gepäckstücke erfolgreich in die Eingangshalle verfrachtet hatte, war Lubin gerade dabei, einem verdutzt dreinschauenden Ricardo, dem es trotz aller Bemühungen nicht gelingen wollte, die fragliche Reservierung zu finden, ganz langsam seine Reservierungsnummer zu diktieren. Schließlich wurde das Problem gelöst – »Ein kleiner Irrtum einer Mitarbeiterin, Monsieur Lubin. Ich werde ein Wort mit ihr reden müssen« –, nur um dem nächsten Platz zu machen. Durch ein Versehen des Etagenpersonals war das Zimmer noch nicht bezugsfertig. »Es dauert nur einen Moment«, sagte Ricardo mit seiner samtigsten Stimme. »Mein Kollege wird Ihre Koffer in den Abstellraum bringen. Wenn ich Sie solange in unsere Lounge Bar bitten dürfte. Die Getränke gehen selbstverständlich aufs Haus.« Selbstverständlich gingen sie nicht aufs Haus, sondern wurden in Rechnung gestellt, und zwar saftig, aber damit wollte Ricardo Monsieur Lubin erst überraschen, wenn sein Widerstand erlahmt war.

Bedauerlicherweise erwies sich Ricardos Zuversicht, dass die Verzögerung nur von kurzer Dauer sein würde, als unangebracht, und es vergingen weitere neunzig Minuten, ehe Lubin, ohne Gepäck, in sein Zimmer geführt werden konnte. Gemäß Plan B fehlte ein Bademantel für Ausflüge ins Wellness-Center, der Wodka in der Minibar und die Fernbedienung für den Fernseher. Der Wecker auf dem Nachttisch war auf 4.15 Uhr gestellt. Die Heizung bullerte. Philippe entfernte heimlich das letzte Stück Seife aus dem Badezimmer, dann schlüpfte er, nachdem ihm ein Trinkgeld

versagt worden war, mit dem Versprechen zur Tür hinaus, dass die Koffer in Kürze gebracht würden. Ricardo erwartete ihn bereits, als er dem Lift entstieg.

»Wie viele Wodkas hat er in der Bar getrunken?«

»Sieben«, antwortete Ricardo.

Der Concierge biss die Zähne zusammen und zischte verächtlich. Nur ein Russe konnte in anderthalb Stunden sieben Wodkas trinken und sich noch auf den Beinen halten.

»Was glauben Sie?«, fragte Ricardo. »Gangster, Spion oder Killer?«

Das spielte keine Rolle, dachte Philippe finster. Ein Russe hatte die Mauern des Grandhotels durchbrochen. Jetzt war Widerstand das Gebot der Stunde. Sie kehrten auf ihre jeweiligen Außenposten zurück, Ricardo in seine Rezeptionsgrotte, Philippe an sein Pult in der Nähe des Lifts. Zehn Minuten später kam der erste Anruf aus Zimmer 237. Ricardo musste eine stalinistische Tirade über sich ergehen lassen, ehe er ein paar beschwichtigende Worte murmelte und den Hörer auflegte. Er sah Philippe an und grinste.

»Monsieur Lubin fragt, wo seine Koffer bleiben.«

»Ich werde mich sofort darum kümmern«, sagte Philippe und unterdrückte ein Gähnen.

»Außerdem fragt er, ob etwas gegen die Hitze im Zimmer unternommen werden könnte. Er sagt, es sei zu warm und der Thermostat schein nicht zu funktionieren.«

Philippe griff zum Telefon und wählte die Nummer der Haustechnik.

»Dreht die Heizung in Zimmer 237 wärmer«, sagte er. »Monsieur Lubin friert.«

Hätten sie die ersten Augenblicke von Lubins Aufenthalt miterlebt, hätte sich ihr Verdacht bestätigt, dass ein Bösewicht in ihrer Mitte weile. Wie sonst ließ sich erklären, dass er alle Schubladen aus der Kommode und den Nachttischen

riss und sämtliche Glühbirnen aus Lampen und Leuchten schraubte? Das luxuriöse Queensize-Doppelbett komplett abzog und die Schale der Telefonanlage abschraubte? Eine Gratisflasche Mineralwasser in die Toilette goss und zwei Pralinen des Genfer Schokoladenherstellers Touvier auf die verschneite Straße hinauswarf? Und, nachdem er sich ausgetobt hatte, das Zimmer weitgehend wieder in den Zustand zurückversetzte, in dem er es vorgefunden hatte?

Der Grund, warum er zu diesen ziemlich drastischen Maßnahmen griff, war sein Beruf, aber sein Beruf war keiner von denen, die Ricardo, der Empfangschef, vermutete. Aleksandr Viktorowitsch Lubin war weder Gangster noch Spion, und er war auch kein Killer. Er übte lediglich den gefährlichsten Beruf aus, den man im schönen neuen Russland ergreifen konnte. Er war Journalist. Und nicht irgendein Journalist, sondern ein *unabhängiger* Journalist. Seine Zeitschrift, die *Moskowskij Gaseta*, gehörte zu den letzten investigativen Wochenmagazinen des Landes und war dem Kreml ein ständiger Dorn im Auge. Seine Reporter und Fotografen wurden permanent beschattet und eingeschüchtert, und nicht nur von der Geheimpolizei, sondern auch von den privaten Sicherheitsdiensten der mächtigen Oligarchen, über die sie zu berichten versuchten. In Courchevel wimmelte es jetzt von solchen Männern. Männer, die nichts dabei fanden, in Hotelzimmern Wanzen verstecken oder Gift versprühen zu lassen. Männer, die nach Stalins Grundsatz verfahren: *Der Tod löst alle Probleme. Kein Mensch, kein Problem.*

Überzeugt, dass sich niemand im Zimmer zu schaffen gemacht hatte, rief Lubin erneut beim Concierge an, um sich nach seinen Koffern zu erkundigen, und erhielt den Bescheid, dass sie »in Kürze« eintreffen würden. Darauf setzte er sich, nachdem er die Balkontür aufgerissen hatte, um kalte Abendluft hereinzulassen, an den Schreibtisch und

zog einen Aktendeckel aus seiner abgewetzten Ledermappe. Er hatte ihn am Abend zuvor von Boris Ostrowskij, dem Chefredakteur der *Gaseta*, erhalten. Ihr Treffen hatte nicht in den Redaktionsräumen der *Gaseta*, die vermutlich gründlich verwandt waren, stattgefunden, sondern auf einer Bank in der Metrostation Arbatskaja.

Ich werde Sie nicht in alle Hintergründe einweihen, hatte Ostrowskij gesagt und ihm mit routinierter Gelassenheit die Unterlagen gereicht. *Das ist nur zu Ihrem eigenen Schutz. Verstehen Sie, Aleksandr?* Lubin hatte vollkommen verstanden. Ostrowskij erteilte ihm einen Auftrag, der ihn das Leben kosten konnte.

Jetzt schlug er den Aktendeckel auf und betrachtete das Foto, das zuoberst auf dem Dossier lag. Es zeigte einen gut gekleideten Mann mit kurz geschnittenen, dunklen Haaren und dem derben Gesicht eines Preisboxers, der bei einem Empfang im Kreml neben dem russischen Präsidenten stand. An das Foto angeheftet war eine Kurzbiografie – überflüssigerweise, denn wie jeder Journalist in Moskau kannte Aleksandr Lubin die Eckdaten von Iwan Borisowitsch Charkows bemerkenswerter Karriere auswendig. *Sohn eines hohen KGB-Offiziers ... Absolvent der renommierten Moskauer Staatsuniversität ... Wunderknabe der Fünften Hauptverwaltung des KGB ...* Beim Zusammenbruch des Sowjetreichs hatte Charkow den KGB verlassen und in den anarchischen frühen Jahren des russischen Kapitalismus mit Bankgeschäften ein Vermögen gemacht. Er hatte klug in Energie, Rohstoffe und Immobilien investiert, und an der Schwelle zum neuen Jahrtausend zählte er zur wachsenden Riege frischgebackener Moskauer Multimillionäre. Zu den vielen Unternehmen, an denen er beteiligt war, gehörte eine Schifffahrts- und Luftfrachtgesellschaft, deren Tentakel über den Nahen und Mittleren Osten hinaus bis nach Afrika und Asien reichten. Die wahre Größe seines Finanz-

imperiums war für Außenstehende unmöglich abzuschätzen. Als relativer Neuling auf dem kapitalistischen Parkett hatte es Iwan Charkow in der Kunst, mit Tarn- und Briefkastenfirmen zu operieren, zu wahrer Meisterschaft gebracht.

Lubin schlug die nächste Seite des Dossiers auf. Ein Foto wie aus einem Hochglanzmagazin von »Château Charkow«, Iwans Winterpalais an der Rue de Nogentil in Courchevel.

Er verbringt dort den Winterurlaub wie jeder andere reiche und prominente Russe, hatte Ostrowskij gesagt. *Vorsicht in der Nähe des Hauses. Iwans Gorillas sind lauter ehemalige Speznas- und OMON-Angehörige. Hören Sie, was ich Ihnen sage, Aleksandr? Ich möchte nicht, dass Sie wie Irina Tschernowa enden.*

Irina Tschernowa war die berühmte Journalistin vom wichtigsten Konkurrenzblatt der *Gaseta*, die eine von Charkows dubioseren Investitionen aufgedeckt hatte und nur zwei Tage nach Erscheinen ihres Artikels abends im Aufzug ihres Moskauer Wohnhauses von zwei Auftragskillern erschossen worden war. Aus Gründen, die nur ihm bekannt waren, hatte Ostrowskij dem Dossier ein Foto ihrer kugeldurchsiebten Leiche beigelegt. Damals wie heute drehte Lubin es schnell um.

Iwan arbeitet gewöhnlich hinter verschlossenen Türen. Courchevel ist einer der wenigen Orte, wo er sich in der Öffentlichkeit bewegt. Wir möchten, dass Sie ihm folgen, Aleksandr. Wir möchten wissen, mit wem er sich trifft. Mit wem er Ski fährt. Wen er zum Essen einlädt. Machen Sie Fotos, wann immer möglich, aber sprechen Sie ihn keinesfalls an. Und sagen Sie niemandem in dem Ort, was Sie beruflich machen. Iwans Sicherheitsleute riechen einen Reporter zehn Meilen gegen den Wind.

Ostrowskij hatte ihm daraufhin einen Umschlag überreicht, der Flugtickets, eine Mietwagenreservierung und eine Hotelbuchung enthielt. *Melden Sie sich alle paar Tage in der Redaktion*, hatte er gesagt. *Und versuchen Sie, sich etwas zu*

amüsieren, Aleksandr. Ihre Kollegen sind alle sehr neidisch. Sie fahren nach Courchevel und feiern mit den Reichen und Berühmten, und wir frieren uns in Moskau den Hintern ab.

Nach dieser Bemerkung war Ostrowskij aufgestanden und an die Bahnsteigkante getreten. Lubin hatte das Dossier in seine Ledermappe gesteckt und ihm war sogleich der Schweiß ausgebrochen. Und jetzt schwitzte er wieder. *Diese verfluchte Hitze!* Die Heizung lief immer noch auf Hochtour. Er wollte gerade zum Telefon greifen, um sich noch einmal zu beschweren, als es klopfte. Endlich. Mit zwei Schritten durchmaß er den kurzen Eingangsflur und riss die Tür auf, ohne vorher zu fragen, wer da war. *Ein Fehler*, wie er sofort begriff. Auf dem halbdunklen Korridor stand ein mittelgroßer Mann mit dunklem Skianorak, Wollmütze und verspiegelter Skibrille.

Lubin fragte sich noch, wieso jemand abends im Hotel eine Skibrille trug, als ihn der erste Schlag traf, ein brutaler Handkantenhieb gegen den Kehlkopf, der ihm die Luft nahm. Dann folgte ein wohlgezielter Tritt in den Unterleib, der ihn in der Hüfte einknicken ließ. Er brachte keinen Laut heraus, als der Mann ins Zimmer schlüpfte und geräuschlos die Tür hinter sich schloss. Und er war zu keinerlei Widerstand fähig, als der Mann ihn aufs Bett stieß und sich rittlings auf seine Hüften setzte. Das Messer, das er aus seiner Ski-jacke zog, war eines, das von Elitesoldaten benutzt wird. Es drang direkt unterhalb der Rippen in Lubins Bauch ein und bohrte sich nach oben in Richtung Herz. Während sich seine Brusthöhle mit Blut füllte, musste er eine zusätzliche Demütigung hinnehmen und in den verspiegelten Brillengläsern des Mörders sein eigenes Sterben mit ansehen. Aleksandr Lubin fühlte sein Herz ein letztes Mal schlagen, als sein Mörder lautlos aus dem Zimmer schlich. *Die Hitze*, dachte er. *Diese verfluchte Hitze...*

Es war kurz nach sieben, als Philippe endlich Monsieur Lubins Koffer aus dem Abstellraum holte und in den Lift stellte. Als er an Zimmer 237 ankam, hing das Schild BITTE NICHT STÖREN am Türgriff. Gemäß den Vorgaben von Plan B klopfte er dreimal donnernd an. Da er keine Antwort erhielt, zog er seinen Hauptschlüssel aus der Tasche und trat ein, gerade so weit, dass er zwei russische Halbschuhe Größe sechsundvierzig ein paar Zentimeter über das Bettende hinausragen sah. Er stellte die Koffer in den Eingangsflur und kehrte in die Lobby zurück, wo er Ricardo von seiner Beobachtung berichtete.

»Stockbesoffen.«

Der Spanier blickte auf die Uhr. »Das ist früh, selbst für einen Russen.«

»Wir lassen ihn seinen Rausch ausschlafen. Morgen früh, wenn er einen ordentlichen Kater hat, gehen wir zu Phase zwei über.«

Der Spanier grinste. Bislang hatte noch kein Gast Phase zwei überstanden. Phase zwei endete immer verheerend.

4

ASSISI, ITALIEN

Sie verließen das Restaurant bei Dunkelheit und schlossen sich einer Prozession von Kapuzinerinnen an, die in braunen Kutten langsam durch die schmale Gasse zur Basilika San Francesco defilierten. Ein kühler Wind fegte über den weiten Vorplatz. Uzi Navot ließ sich auf eine Steinbank nieder und sprach vom Tod.

»Sein Name war Aleksandr Lubin. Er arbeitete für eine Zeitschrift namens *Moskowskij Gaset*. Ein paar Tage nach Weihnachten wurde er in einem Hotelzimmer in Courchevel ermordet. Zu der Zeit hat der Rest der Welt davon kaum Notiz genommen. Wie du dich vielleicht erinnerst, drehte sich damals alles um London, wo die Tochter des amerikanischen Botschafters gerade aus der Gewalt des Schwertes Allahs befreit worden war.«

Gabriel setzte sich neben Navot und beobachtete zwei Jungen, die vor der Treppe der Basilika Fußball spielten.

»Die *Gaset* behauptet, dass Lubin in Courchevel Urlaub gemacht hat, doch die französische Polizei ist zu einem anderen Ergebnis gekommen. Sie sagen, er sei in dienstlichem Auftrag dort gewesen. Leider hat sich in seinem Zimmer nichts gefunden, was Aufschluss darüber geben könnte, um was für einen Auftrag es sich gehandelt hat.«

»Wie ist er gestorben?«

»Durch einen einzigen Messerstich in die Brust.«

»Das ist kein Kinderspiel.«

»Es kommt noch besser: Der Mörder hat es irgendwie ge-

schafft, dass niemand auch nur das Geringste mitbekommen hat. Es ist ein kleines Hotel ohne große Sicherheitsvorkehrungen. Es gibt nicht mal jemanden, der sich daran erinnert, ihn gesehen zu haben.«

»Ein Profi?«

»Anscheinend.«

»Russische Journalisten sterben heutzutage wie die Fliegen, Uzi. Was geht uns das an?«

»Vor drei Tagen hat unsere Botschaft in Rom einen Anruf erhalten. Er kam von einem Mann, der sich als Boris Ostrowskij vorgestellt hat, Chefredakteur der *Gaset*. Er hat gesagt, dass er wichtige Informationen hätte. Es gehe um eine ernste Bedrohung der Sicherheit Israels und des Westens. Er will sich mit jemandem vom israelischen Geheimdienst treffen, um uns zu erläutern, um was für eine Bedrohung es sich handelt.«

»Worum geht es?«

»Das wissen wir noch nicht. Ostrowskij will sich nämlich mit einem ganz bestimmten Agenten vom israelischen Geheimdienst treffen, einem Mann, dessen Foto regelmäßig in der Zeitung erscheint, weil er es sich zur Gewohnheit gemacht hat, wichtigen Leuten das Leben zu retten.«

Das Blitzlicht einer Kamera erhellte den Vorplatz. Navot und Gabriel standen gleichzeitig auf und schlugen den Weg zur Basilika ein. Fünf Minuten später saßen sie, nachdem sie eine lange Treppe hinuntergestiegen waren, in der dunklen Unterkirche vor dem Grab des heiligen Franziskus. Navot sprach im Flüsterndem.

»Wir haben versucht, Ostrowskij zu erklären, dass du im Moment für ein Treffen nicht zur Verfügung stehst, aber leider ist er nicht der Typ, der sich mit einem Nein zufriedengibt.« Er blickte zum Grab. »Sind die Knochen von dem alten Knaben wirklich da drin?«

Gabriel schüttelte den Kopf. »Aus Angst vor Reliquienjä-

gern bleibt der genaue Aufbewahrungsort seiner sterblichen Überreste ein sorgsam gehütetes Geheimnis der Kirche.«

Navot sann einen Augenblick schweigend über Gabriels Antwort nach, dann fuhr er in seinen Ausführungen fort: »Am King Saul Boulevard hat man Boris Ostrowskij als glaubwürdig eingestuft. Und man ist begierig darauf, zu hören, was er zu sagen hat.«

»Und sie wollen, dass *ich* mich mit ihm treffe?«

Navot nickte einmal mit seinem großen Kopf.

»Das soll ein anderer übernehmen, Uzi. Ich bin in den Flitterwochen, schon vergessen? Außerdem verstößt es gegen all unsere Grundsätze. Wir gehen niemals auf die Forderungen von Außenstehenden ein, die von sich aus ihre Dienste anbieten. Wir treffen uns, mit wem wir wollen, und wir sind es, die die Bedingungen festlegen.«

»Der Killer belehrt den Führungsoffizier in Sachen Spionagehandwerk?«

Eine Nonne in vollem Habit erschien aus dem Dunkel und deutete auf ein Schild, das das Sprechen im Bereich um das Grab untersagte. Gabriel entschuldigte sich und führte Navot in das Hauptschiff, wo eine Gruppe Amerikaner aufmerksam dem Vortrag eines Priesters in Soutane lauschte. Niemand schien von den beiden israelischen Spionen Notiz zu nehmen, die sich vor einem Tischchen mit Votivkerzen leise unterhielten.

»Ich weiß, dass es gegen die Regeln verstößt«, fuhr Navot fort, »aber wir wollen hören, was Ostrowskij zu sagen hat. Außerdem geben wir die Kontrolle über die Rahmenbedingungen nicht aus der Hand. Du kannst immer noch bestimmen, wie und wo das Treffen stattfinden soll.«

»Wo wohnt er?«

»Er hat sich in einem Zimmer im Excelsior verbarrikadiert. Dort bleibt er bis übermorgen, dann reist er nach Russland zurück. Er hat uns unmissverständlich klarge-

macht, dass er in Moskau keine Kontaktaufnahme von unserer Seite wünscht.«

Navot zog ein Foto aus der Innentasche seines Sakkos und reichte es Gabriel. Es zeigte einen übergewichtigen Mann Anfang fünfzig mit rotem Gesicht und fortgeschrittener Glatze.

»Morgen Nachmittag überprüfen wir, ob er beschattet wird. Wir haben ihm dazu eine Reihe von Instruktionen gegeben. Er soll exakt um halb zwei das Hotel verlassen und vier Punkte anlaufen: die Spanische Treppe, die Fontana di Trevi, das Pantheon und die Piazza Navona. Wenn er auf die Navona kommt, soll er eine Runde um den Platz drehen und sich dann im Tre Scalini an einen Tisch setzen.«

»Was geschieht, wenn er im Tre Scalini ist?«

»Wird er beschattet, verschwinden wir.«

»Und wenn er sauber ist?«

»Werden wir ihm sagen, wohin er als Nächstes gehen soll.«

»Und wohin? In eine sichere Wohnung?«

Navot schüttelte den Kopf. »Ich möchte ihn nicht in die Nähe einer unserer Wohnungen lassen. Ich würde es lieber an einem öffentlichen Ort machen – wo es so aussieht, als würden sich nur zwei Fremde unterhalten.« Nach kurzem Zögern fügte er hinzu. »Und wohin ihm kein Bewaffneter folgen kann.«

»Schon mal von den Moskauer Regeln gehört, Uzi?«

»Ich lebe nach ihnen.«

»Vielleicht erinnerst du dich an Regel drei: Geh davon aus, dass jeder für die Gegenseite arbeiten könnte. Unter Umständen handeln wir uns eine Menge Ärger ein, wenn wir mit einem Mann reden, der uns mit einem Haufen russischer Scheiße füttern will.« Gabriel senkte den Blick auf das Foto. »Wissen wir denn mit Sicherheit, dass dieser Mann wirklich Boris Ostrowskij ist?«

»Nach Auskunft der Moskauer Station ist er es.«

Gabriel steckte das Foto in den Umschlag zurück und schaute sich in der Unterkirche um. »Damit ich in dieses Land zurückkam, musste ich vor dem Vatikan und den italienischen Diensten ein feierliches Versprechen ablegen. Keine operative Arbeit jedweder Art auf italienischem Boden.«

»Wer spricht denn von operativer Arbeit? Du sollst dich lediglich mit jemandem unterhalten.«

»Mit einem russischen Chefredakteur, der gerade in Courchevel durch einen Profikiller einen Reporter verloren hat.« Gabriel schüttelte nachdenklich den Kopf. »Ich weiß nicht, wie du das siehst, Uzi, aber ich glaube, es ist nicht gut fürs Karma, wenn man den Papst belügt.«

»Schamron ist unser Papst, und Schamron will, dass es getan wird.«

Gabriel führte Navot aus der Basilika, und sie gingen zusammen durch die dunklen Gassen, die *bat leveja* lautlos hinterher. Die Sache gefiel ihm nicht, aber er musste zugeben, dass er neugierig war, was der Russe ihnen zu sagen hatte. Außerdem hatte der Auftrag eine positive Seite. Er konnte ihn dazu benutzen, Schamron ein für alle Mal abzuschütteln. Als sie die Piazza del Comune überquerten, nannte er seine Bedingungen.

»Ich hör mir an, was er zu sagen hat, dann schreibe ich einen Bericht, und die Sache ist für mich erledigt.«

»Fein.«

»Ich kehre auf meinen Landsitz in Umbrien zurück und beende die Arbeit an meinem Gemälde. Keine Klagen mehr von Schamron. Keine Warnungen mehr, was meine Sicherheit angeht.«

Navot zögerte, dann nickte er.

»Sag es, Uzi. Schwör es bei Gott, hier in der heiligen Stadt Assisi.«

»Du kannst zurück nach Umbrien und nach Herzenslust Bilder restaurieren. Keine Klagen von Schamron mehr. Keine Warnungen von mir oder sonst jemandem vor den unzähligen Terroristen, die dir nach dem Leben trachten.«

»Wird Ostrowskij von der römischen Station observiert?«

»Wir haben ihn eine Stunde nach der Kontaktaufnahme unter Beobachtung gestellt.«

»Pfeif sie zurück. Sonst laufen wir Gefahr, den italienischen Sicherheitsdiensten und allen anderen, die ihn möglicherweise beschatten, unfreiwillig zu signalisieren, was wir vorhaben.«

»Wird gemacht.«

»Ich brauche einen Beschatter, dem ich vertrauen kann.«

»Jemanden wie Eli?«

»Ja, jemanden wie Eli. Wo ist er?«

»Bei Grabungen irgendwo am Toten Meer.«

»Bringt ihn zum Flughafen Ben-Gurion und setzt ihn in die Frühmaschine. Sagt ihm, er soll mich im Piperno treffen. Sagt ihm, dass eine Flasche Frascati und ein Teller *Filetti di baccalà* auf ihn warten.«

»Ich liebe gegrilltes Dorschfilet«, schwärmte Navot.

»Das Piperno macht die besten *filetti* von ganz Rom. Wie wär's, wenn du uns Gesellschaft leistest?«

»Bella sagt, ich soll nichts Gegrilltes essen.« Navot tätschelte seine umfangreiche Taille. »Sie meint, ich werde zu fett davon.«

7

ROM

Sie beendeten ihre Mahlzeit in unrömischer Hast und fuhr mit der Vespa aus dem Getto. Gabriel setzte Lavon in der Nähe des Excelsior ab und fuhr weiter zur Piazza di Spagna, wo er sich im Café Greco an einem Fenstertisch niederließ. Er schien in die Lektüre der *Repubblica* vertieft, als Boris Ostrowskij die Via Condotti heruntergeschlendert kam. Lavon folgte fünfzig Meter dahinter. Er trug noch sein Halstuch, was bedeutete, dass er keine Anzeichen für eine Beschattung entdeckt hatte.

Gabriel trank seinen Kaffee aus, während er überprüfte, ob Lavon verfolgt wurde, dann bezahlte er die Rechnung und fuhr zur Fontana di Trevi. Er stand bereits neben dem sich aufbäumenden Meerespferd des Neptun, als sich Ostrowskij durch das Touristengewühl zwängte und an die Balustrade trat. Der Russe war alt genug, um die schwere Zeit des »entwickelten Sozialismus« am eigenen Leib miterlebt zu haben, und schien ehrlich gekränkt beim Anblick reicher Westler, die Geld in ein Kunstwerk warfen, das der Heilige Stuhl in Auftrag gegeben hatte. Er tauchte sein Taschentuch ins Wasser und tupfte sich damit den Schweiß von der Stirn. Dann fischte er widerstrebend eine Münze aus der Tasche und warf sie in den Brunnen, ehe er sich umdrehte und wegging. Gabriel blickte kurz zu Lavon, als der sich an seine Fersen heftete. Er hatte das Halstuch noch um.

Bis zum dritten Stopp war es ein etwas kürzeres Weg-

stück, aber der beliebte Russe wirkte fußlahm und erschöpft, als er sich endlich die Stufen zum Pantheon hinaufschleppte. Gabriel stand am Raffaelgrab. Er beobachtete, wie Ostrowskij zu einem Rundgang durch den Innenraum der Rotunde aufbrach, dann schlüpfte er in den Portikus hinaus, wo Lavon an einer Säule lehnte.

»Was meinst du?«

»Ich meine, wir sollten ihm einen Stuhl im Tre Scalini besorgen, bevor er uns zusammenklappt.«

»Wird er verfolgt?«

Lavon schüttelte den Kopf. »Blitzsauber.«

Im selben Moment tauchte Ostrowskij aus der Rotunde auf und stieg die Stufen zur Piazza Navona hinab. Lavon ließ ihm einen großzügigen Vorsprung, ehe er sich an seine Fersen heftete. Gabriel schwang sich auf die Vespa und fuhr zum Vatikan.

Einst hatte hier ein römisches Stadion gestanden, und tatsächlich waren die barocken Gebäude, die das längliche Oval umschlossen, auf den Ruinen antiker Tribünen errichtet. Heute fanden auf der Piazza Navona keine Wagenrennen oder sportlichen Wettkämpfe mehr statt, dafür herrschte unablässig eine karnevalähnliche Atmosphäre, die sie zu einem der beliebtesten und belebtesten Plätze von ganz Rom machte. Eli Lavon hatte die Fontana del Moro zu seinem Beobachtungsposten erkoren, wobei er vorgab, einem Cellisten zuzusehen, der Bachs Suite Nr. 1 in G-Dur spielte. In Wirklichkeit haftete sein Blick an Boris Ostrowskij, der sich fünfzig Meter entfernt im Tre Scalini an einen Tisch setzte. Der Russe bestellte eine kleine Flasche Mineralwasser, die der weiß bejackte Ober erst nach einer halben Ewigkeit brachte. Lavon ließ ein letztes Mal den Blick über den Platz schweifen, dann ging er hinüber und setzte sich auf den leeren Stuhl.

»Sie sollten wirklich etwas mehr als Wasser bestellen, Boris. Das gehört sich nicht.«

Lavon hatte in schnellem Russisch gesprochen. Ostrowskij antwortete in derselben Sprache.

»Ich bin russischer Journalist. Ich nehme in der Öffentlichkeit nur Getränke aus Flaschen zu mir, die mit einem Deckel verschlossen sind.«

Er musterte Lavon und runzelte die Stirn, als sei er zu dem Schluss gekommen, dass der kleine Mann in dem zerknitterten Tweedsakko nie und nimmer der legendäre israelische Agent sein konnte, von dem er in der Zeitung gelesen hatte.

»Wer sind Sie?«

»Das geht Sie nichts an.«

Erneutes Stirnrunzeln. »Ich habe alles getan, was Sie verlangt haben. Also, wo ist er?«

»Wer?«

»Der Mann, den ich sprechen möchte. Der Mann namens Allon.«

»Wie kommen Sie auf die Idee, dass wir Sie auch nur in seine Nähe lassen? Niemand bestellt Gabriel Allon zu sich. Es ist immer umgekehrt.«

Ein Ober kam zum Tisch gezuckelt. Lavon bestellte in passablem Italienisch zwei Kaffee und eine Portion Tartufo. Dann sah er wieder Ostrowskij an. Der Russe schwitzte nun reichlich und spähte nervös über den Platz. Sein Hemd war vorn feucht, und unter den Achseln wuchsen dunkle Schweißflecken.

»Bereitet Ihnen etwas Kopfzerbrechen, Boris?«

»Mir bereitet immer etwas Kopfzerbrechen. Nämlich wie ich am Leben bleibe.«

»Vor wem haben Sie Angst?«

»Vor den *silowiki*«, sagte er.

»Den *silowiki*? Ich fürchte, mein Russisch ist nicht gut genug, Boris.«

»Ihr Russisch ist sehr gut, mein Freund, und es überrascht mich ein wenig, dass Sie das Wort noch nie gehört haben. So nennen wir die ehemaligen KGB-Leute, die heute mein Land regieren. Sie sehen es nicht gern, wenn man anderer Meinung ist, und das ist noch harmlos ausgedrückt. Wer ihnen in die Quere kommt, den ermorden sie. Sie morden in Moskau. Sie morden in London. Und sie würden nicht zögern, auch hier zu morden« – Ostrowskij sah sich auf dem belebten Platz um –, »im historischen Zentrum Roms.«

»Nur die Ruhe, Boris. Sie sind sauber. Niemand ist Ihnen hierher gefolgt.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Wir verstehen etwas von unserem Geschäft.«

»Die anderen sind besser, mein Freund. Sie haben eine Menge Übung. Sie tun das seit der Revolution.«

»Ein Grund mehr, Sie nicht in die Nähe des Mannes zu lassen, den Sie sprechen möchten. Sagen Sie mir, was Sie zu sagen haben, Boris, und ich leite es an Allon weiter. So ist es für alle Beteiligten viel sicherer. So handhaben wir die Dinge.«

»Die Informationen, die ich weiterzugeben habe, sind von höchster Wichtigkeit. Ich spreche nur mit ihm und keinem anderen.«

Der Ober brachte den Kaffee und das Schokoladen-Tartufo. Lavon wartete, bis er sich wieder entfernt hatte, dann sprach er weiter.

»Ich bin ein guter Freund besagten Mannes. Ich kenne ihn schon sehr lange. Wenn Sie mir die Informationen geben, können Sie sicher sein, dass sie sein Ohr erreichen.«

»Entweder ich treffe Allon, oder ich fliege morgen Vormittag nach Moskau zurück und treffe mich mit überhaupt niemandem. Sie haben die Wahl.« Da keine Antwort kam, schob der Russe seinen Stuhl zurück und stand auf. »Ich

habe mein Leben riskiert, als ich hierhergekommen bin. Viele meiner Journalistenkollegen sind wegen viel weniger umgebracht worden.«

»Setzen Sie sich«, erwiderte Lavon ruhig. »Sie erregen Aufsehen.«

Ostrowskij blieb stehen.

»Ich sagte, Sie sollen sich setzen, Boris.«

Diesmal gehorchte Ostrowskij. Er war Russe. Er war es gewohnt, Befehle entgegenzunehmen.

»Sind Sie das erste Mal in Rom?«, fragte Lavon.

Ostrowskij nickte.

»Erlauben Sie, dass ich Ihnen hinsichtlich Ihres nächsten Ausflugsziels einen Tipp gebe.«

Lavon lehnte sich über den Tisch, und Ostrowskij tat es ihm nach. Zwei Minuten später war der russische Journalist wieder auf den Beinen. Diesmal strebte er ostwärts über den Platz in Richtung Tiber. Lavon blieb noch so lange im Tre Scalini, wie er brauchte, um mit dem Handy einen kurzen Anruf zu tätigen. Dann beglich er die Rechnung und ging ihm nach.

Mitten auf dem von den mächtigen Kolonnaden des toskanischen Bildhauers Bernini flankierten Petersplatz erhebt sich der ägyptische Obelisk. Im Jahr 37 von Kaiser Caligula aus Ägypten nach Rom geholt, wurde er 1586 an seinen jetzigen Standort geschafft und aufgestellt – eine technische Meisterleistung, bei der 140 Pferde und 47 Seilwinden zum Einsatz kamen. Zum Schutz vor Terroristen und anderen Bedrohungen der Neuzeit ist der Obelisk heute von braunen Pollern aus Stahlbeton umringt. Auf einem dieser Poller saß Gabriel, als Boris Ostrowskij am Rand des Platzes auftauchte. Durch seine Sonnenbrille beobachtete er, wie der Russe näher kam, dann wandte er sich ab und schritt zügig zu den Metalldetektoren an der Frontseite der Basilika.

Nach kurzem Anstehen passierte er die Kontrolle ohne das leiseste Piepsen und erklimmte die sonnenüberflutete Treppe zum Portikus.

Von den fünf Türen der Basilika war nur die Bronzetür des Filarete geöffnet. Gabriel mischte sich unter eine große Gruppe vergnügter polnischer Pilger und ließ sich von ihnen ins Atrium schieben. Dort blieb er stehen, tauschte die Sonnenbrille gegen eine Hornbrille und schritt zur Mitte des riesigen Mittelschiffs. Er stand vor dem Papstaltar, als Boris Ostrowskij durch das Portal hereinkam.

Der Russe schritt hinüber zur Kapelle der Pietà. Nachdem er nur dreißig Sekunden lang vorgegeben hatte, Michelangelos Meisterwerk zu bewundern, ging er rechts das Hauptschiff hinauf und blieb dann abermals stehen, diesmal vor dem Grabdenkmal für Pius XII. Die Bronzeskulptur des Papstes verdeckte Gabriel vorübergehend die Sicht auf den Russen. Er blickte zur anderen Seite des Hauptschiffs. Lavon stand am Eingang zu den Vatikanischen Grotten. Ihre Blicke begegneten sich kurz. Lavon nickte einmal. Gabriel schaute ein letztes Mal nach oben in die Kuppel, dann machte er sich auf den Weg zu der Stelle, an der ihn der Russe erwartete.

Die Skulptur Pius' XII. ist merkwürdig. Die rechte Hand ist zum Segnen erhoben, doch der Kopf ist ein paar Grad nach rechts gedreht, eine leicht abwehrende Haltung, die den Anschein erweckt, als versuche der Weltkriegspapst, einen Hieb zu parieren. Noch merkwürdiger jedoch war der Anblick, der sich Gabriel bot, als er die Nische betrat, in der die Statue steht. Boris Ostrowskij kniete vor dem Sockel, das Gesicht jäh zur Decke gerichtet, die Hände an seinem Hals. Ein paar Schritte abseits unterhielten sich drei afrikanische Nonnen flüsternd auf Französisch, als sei nichts Ungewöhnliches daran, dass ein Mann in glühender Verehrung vor der Statue eines so bedeutenden Papstes auf die Knie fiel.

Gabriel schlüpfte an den Nonnen vorbei und eilte an Ostrowskij's Seite. Die Augen des Russen waren vorgequollen und starr vor Entsetzen, und seine Hände umklammerten seinen Hals, als versuche er, sich selbst zu erwürgen. Was er natürlich nicht tat. Er versuchte nur, Luft zu bekommen. Seine Beschwerden wirkten nicht natürlich, und Gabriel wusste sofort, dass der Russe vergiftet worden war. Irgendwie, irgendwo hatte es ein Mörder trotz all ihrer Vorsichtsmaßnahmen geschafft, an ihn heranzukommen.

Gabriel ließ Ostrowskij vorsichtig zu Boden sinken und sprach ihm leise ins Ohr, während er versuchte, seine Hände auseinanderzulösen. Die Nonnen drängten sich um sie und begannen zu beten, Schaulustige strömten herbei. Keine dreißig Sekunden später erschienen die ersten Gendarmen der Vigilanza, des vatikaneigenen Polizeikorps. Zu diesem Zeitpunkt war Gabriel nicht mehr da. Er stieg seelenruhig die Stufen der Kirche hinab, die Sonnenbrille auf der Nase und Eli Lavon an seiner Seite. »Er war sauber«, beteuerte Lavon. »Ich sage dir, er war sauber.«